

Ruanda

Traumata und Träume

Berufsausbildung und Versöhnung

Vor über zehn Jahren wütete in dem kleinen zentralafrikanischen Land ein von staatlicher Seite organisierter Völkermord, dem in nur drei Monaten über eine Million Menschen zum Opfer fielen. Die meisten von ihnen stammen aus der Bevölkerungsgruppe der Tutsis, aber auch zahlreiche regimekritische Hutus waren unter den Toten. Die grauenvollen Bilder des auf offener Straße vollzogenen Mordens sind unvergessen. Und dessen Tote sind bis heute noch nicht alle gezählt.

Die Wunden der Vergangenheit schmerzen noch immer.

Foto: Timo Weinacht



Gerd Scheuerpflug

Viele Ruander nahmen den Trubel um die gewaltvolle Geschichte ihres Landes mit durchaus gemischten Gefühlen wahr. Einerseits begegneten sie dem internationalen Interesse mit Wohlwollen und freuten sich über das bekundete Mitgefühl, andererseits fürchteten sie, dass ihre blutigen Erinnerungen an die Vergangenheit in den Bücherregalen von Historikern und Soziologen abgelegt würden.

Wunden der Vergangenheit

Dieses Misstrauen kommt nicht von ungefähr, da die Ereignisse von 1994 längst nicht bewältigt sind. Die Wunden der Vergangenheit, ob körperlicher oder seelischer Natur, sind zwar vernarbt, bei vielen Betroffenen aber verursachen sie noch heute unermessliche Schmerzen.

Hinzu kommt, dass das am dichtesten besiedelte Land Afrikas trotz seiner erstaunlichen Wiederaufbauleistung wirtschaftlich in einer äußerst kriti-

schon Lage ist. Über 60 Prozent der Bevölkerung muss nämlich mit weniger als einem Dollar pro Tag auskommen und lebt damit unterhalb der Armutsgrenze. Wenn man zudem statistische Werte wie die Alphabetisierungsrate, das Bevölkerungswachstum und die Kindersterblichkeit in Betracht zieht, wird deutlich, warum Ruanda zu den so genannten *Least-Developed-Countries* gehört, den am wenigsten entwickelten Ländern der Welt.

Klassifizierung der Armut

Um dem Elend in ihrem Land Konturen zu geben, hat die ruandische Regierung eine poetisch anmutende Klassifizierung der Armut entwickelt. Nach dieser Einteilung haben die Ärmsten der Armen „nicht einmal einen Fingernagel, um sich am Kopf zu kratzen“. Weniger schlecht gestellt sind all die, die mehr besitzen als ihr Hemd auf dem Leib, freilich noch nicht genug, um offiziell als arm eingestuft zu werden. Denn erst die dritte Kategorie der Bürgerinnen und Bürger qualifiziert sich dafür, sie können nämlich immerhin etwas Hab und Gut vorweisen. Zusammen mit der folgenden Gruppe, den Armen mit Grund und Boden, bilden diese allerdings schon den Mittelstand des Landes. Sie können es sich in der Regel leisten, ihre Kinder in die Schule zu schicken, womit das größte Kapital des Landes beim Namen genannt wird: Junge Menschen unter fünfundzwanzig Jahren. Sie machen rund 70 Prozent der Bevölkerung aus.

Für die politischen Entscheidungsträger liegt in der Entwick-



Junge Korbflechterinnen bei der Arbeit.

Foto: Timo Weinacht

lung des so genannten *Human Capital* die größte Hoffnung – zugleich aber auch eine immense Herausforderung. Bildung hat für das Land mit einer Bevölkerung von acht Millionen Menschen daher geradezu eine tragische Bedeutung.

Aus gutem Grund hat die ruandische Regierung bereits in der Frühphase der Konsolidierung nach dem Genozid bei ihren Kooperationspartnern um Unterstützung im Bildungssektor nachgefragt. So wurde die deutsche Bundesregierung 1996 um eine detaillierte Expertise im Bereich der berufsorientierten Ausbildung gebeten. Als besondere Zielgruppe wurden dabei die über eine Million Jugendlichen ohne Einkommen schaffende Beschäftigung genannt, die nach Ansicht der Verantwortlichen einen hohen Risikofaktor für die soziale und wirtschaftliche Stabilität des Landes darstellten.

Integration verwirklichen

Nach eingehenden Beratungen wurde Ende 1997 von der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) und dem DED mit der Durchführung des Vorhabens „Beschäftigungsför-

derung für Jugendliche“ begonnen. Das Projektziel ist, junge Ruander dabei zu unterstützen, Initiativen zu ihrer ökonomischen und sozialen Integration sowie zur nationalen Versöhnung und zum Frieden in der Region der Großen Seen zu verwirklichen. Spezielles Augenmerk wird dabei auf den Wiederaufbau und die Qualitätsverbesserung der Jugendausbildungszentren (*Centre de Formation des Jeunes – CFJ*) gelegt, die auf junge Menschen mit und ohne Primarschulabschluss zugeschnitten sind. Aber auch die formalen berufsbildenden Schulen auf Sekundarebene, genannt ETO (*Ecoles Techniques Officielles*), gehören in den Durchführungsbereich der deutsch-ruandischen Kooperation.

Der DED ist an diesem Vorhaben mit vier Projektplätzen beteiligt, die sich allesamt in ländlichen Regionen befinden. Entsprechend ihrer komplexen Aufgabenstellung, nämlich sowohl für Aspekte der Berufsausbildung als auch für Versöhnungsarbeit zuständig zu sein, wird von den Entwicklungshelferinnen und -helfern eine besondere Sensibilität im Umgang mit ihrer Zielgruppe verlangt.

Zukunftsperspektiven entwickeln

Eine der DED-Fachkräfte ist Ruth Pester-Hettche, die seit zweieinhalb Jahren im Ausbildungszentrum Nyanza im Süden des Landes tätig ist. Auf die Frage, ob ihr bei der Arbeit ihre Doppelqualifizierung als Grafikdesignerin und Kunsttherapeutin zu Gute komme, antwortet sie: „Auf dem Papier ja, obwohl im Umgang mit den Auszubildenden weniger Konzepte gefragt sind als Persönlichkeit. Wir machen hier ja keine Therapie, sondern wir bilden aus. Vielleicht sind wir ja therapeutisch wirksam, indem wir ausbilden. Ich hoffe es, aber darüber möchte ich mir letztlich kein Urteil erlauben. In erster Linie wollen wir Kompetenzen vermitteln und mit jungen Menschen Zukunftsperspektiven entwickeln. Gerade in der künstlerischen Arbeit mit den Auszubildenden ist es spannend mitzuerleben, wie es zutiefst unsichere Menschen lernen, über ihre eng gesetzten Grenzen hinauszugehen. Die meisten meiner Schülerinnen und Schüler wagen es zunächst nämlich nicht, ihre Ideen, ihre Kreativität und letztendlich sich sel-

Den Auszubildenden hilft es, wenn die Lehrer zuhören und ihnen Mut machen.

Foto: Timo Weinacht



ber ernst zu nehmen. Doch genau darauf kommt es an: die eigenen Phantasien und Gefühle wahrnehmen, erleben und mit anderen teilen. Wie sollen sie sonst eine mündige Persönlichkeit entwickeln, die sich in der Gesellschaft behaupten und zu deren Entwicklung beitragen kann?“

Die auslandserfahrene Lehrerin unterstreicht, dass sie bei ihren Auszubildenden weder Nachforschungen anstellt noch Therapiemethoden ausprobiert: „Ich versuche, für sie da zu sein, wenn sie mich brauchen und mache ihnen Mut, sich auszu-drücken.“ Sie spielt damit auf eine Tugend an, die in der sozialtherapeutischen Arbeit unabdingbar ist: Zuhören können, wenn jemand reden will, anstatt reden zu lassen, wenn mal gerade jemand zuhören kann.

Auch für Torsten Gerbitz, der in der Nähe des Dreiländerecks Ruanda-Tansania-Burundi für den DED als Automechanikermeister in der Technischen Fachschule Kibungo tätig ist,

hat diese Regel Gewicht: „Die Ruander gelten als verschlossen, und da ist etwas dran. Was hilft es da, wenn ich meine Leute mit Fragen löchere. Dann machen sie erst recht dicht.“

Um die sozialintegrativen und friedensfördernden Komponenten seiner Arbeit will der Schweriner freilich nicht viel Aufhebens machen: „Ich achte darauf, dass sich die Jugendlichen gegenseitig respektieren und anständig miteinander umgehen, womit wir in der Regel keine Probleme haben.“ Und wenn ihm dann – wie im letzten Ausbildungsjahr – ein Auszubildender von sich aus davon erzählt, dass er seine Eltern im April 1994 verloren hat, darf dies als ein Indiz gelten, dass die behutsame, menschliche Art des Lehrers gut bei den Schülern ankommt.

Volk von Traumatisierten?

Die in der internationalen Presse immer wieder aufgestellte These, dass die Ruander ein

Volk von Traumatisierten seien, zielt aus der Sicht der beiden Berufsschullehrer am ruandischen Lebensalltag vorbei. „Die jungen Leute tragen ihr Trauma doch nicht wie ein Schild vor sich her. Natürlich müssen wir davon ausgehen, dass fast alle, die im Frühjahr 1994 im Land waren, Schreckliches gesehen oder gar miterlebt haben. Aber jeder verarbeitet so etwas auf seine Weise. Wer will entscheiden, wo die Gesundheit aufhört und die Krankheit beginnt?“, ergänzt Ruth Pester-Hettche.

In der Klasse von Torsten Gerbitz finden sich sogar ein paar junge Leute, die sich zu diesem Thema äußern wollen. Das Stichwort „Vergangenheitsbewältigung“ scheint sie aus der Reserve gelockt zu haben. Als erster spricht Olivier, der an der burundischen Grenze aufgewachsen ist und seinerzeit nicht enden wollende Flüchtlingsströme an seinem Elternhaus vorbeiziehen sehen. Irgendwann seien die Flüchtlinge dann in die andere Richtung gegangen, wieder zurück nach Ruanda. Das Morden hatte endlich ein Ende gefunden.

Nicht daran denken

Der forsche 20-Jährige, der in seiner Freizeit bei einer Jazzdance-Gruppe mitmacht, gesteht lächelnd: „Ich denke nie an diese Zeiten und kann gut damit leben. Am liebsten würde ich alles vergessen.“ Olivia, zwei Jahre älter als er und das einzige Mädchen in der Klasse, pflichtet ihrem Mitschüler in holprigem Französisch bei: „Meine sieben Geschwister und ich konnten monatelang nicht aus dem Haus, weil wir alle Angst hatten. Nachts sind wir dann zum Kartoffelholen auf die Felder. Eine schreckliche Zeit. Warum soll ich daran zurückdenken?“

Neben den Automechanikern gibt es in Kibungo noch eine ganze Reihe anderer Ausbildungszweige: Maurer, Schreiner, Dreher, Elektrotechniker und andere. Insgesamt sind es dreihundert Jugendliche, die alle in einem an die Werkstätten angrenzenden Internat untergebracht sind. Finanziert wird die dreijährige Ausbildung, die pro

Jahr umgerechnet etwa 80 Euro kostet, entweder von den Eltern oder vom Staat. Für eine Förderung durch die öffentliche Hand müssen jedoch soziale Gründe geltend gemacht werden, über die in den Heimatgemeinden der Schüler entschieden wird – ein nicht unumstrittener Modus, da die lokalen Autoritäten dabei nicht immer nach objektiven Kriterien vorgehen.

Seit dem letzten Schuljahr gibt es noch eine dritte Finanzierungsform: die Unterstützung durch FARG (Fonds zur Förderung der Überlebenden des Genozids). In Kibungo werden 48 Schüler durch diese Organisation finanziert, die meisten von ihnen sind Waisen, die im Genozid zum Teil sämtliche Angehörige verloren haben.

Ein Stück Jugend zurückbekommen

Alphonsine, die das Maschinen-schlosser-Handwerk lernt, ist eine von ihnen. Immerhin steht sie nicht ganz allein im Leben, denn außer ihr sind auch zwei ihrer jüngeren Geschwister den Massakern entgangen. Allerdings haben sich die drei aus wirtschaftlichen Gründen voneinander trennen müssen. So leben ihr Bruder bei Nachbarn und ihre Schwester bei Verwandten. „Wenn wir zusammen geblieben wären“, erklärt die 19-Jährige, „hätte uns keiner helfen können, denn zu dritt wären wir allen eine Last gewesen.“ Gedankenverloren ergänzt sie: „Ich war doch selber noch ein Kind und musste mich schon um meine eigenen Geschwister kümmern.“

Dank der Unterstützung durch FARG hat die junge Frau aus Kigali ein Stück ihrer Jugend zurückbekommen. Denn das Internatsleben in der ETO Kibungo entlastet sie in vielen praktischen Dingen und nimmt ihr viel Verantwortung ab. Dadurch kann sie sich ungestört auf ihre Ausbildung konzentrieren und sich langsam ein Bild von der Zukunft machen. „Hier habe ich gelernt, dass es überhaupt so etwas wie eine Zukunft gibt. Zuvor bestand mein ganzes Leben aus meiner Vergan-

genheit, auch das Heute und das Morgen.“

Unbeschwertes Internatsleben

In Kibungo hat sie angefangen, Träume zu haben. Als Vorstandsmitglied des Clubs der FARG-Auszubildenden, einer Art Selbsthilfegruppe für Genozidwaisen, möchte sie ihren Schicksalsgenossinnen helfen, und wenn sie später im Berufsleben steht, will sie ihre beiden Geschwister wieder zu sich holen. „Ich weiß, dass das unbeschwertes Internatsleben wieder zu Ende gehen wird, aber ich genieße jeden Tag, den ich hier bin“.

Die Traumata aus ihrer Vergangenheit und die Träume für ihre Zukunft haben im geschützten Raum der Schule nebeneinander Bestand und können dort aufeinander einwirken.

Anders als die Automechaniker-Lehrlinge Olivier und Olivia ist Alphonsine davon überzeugt, dass ihre Erinnerungen, so grausam und schmerzhaft sie auch waren, zu ihr gehören und Teil ihrer selbst sind. Sie hat sich darüber schon viele Gedanken gemacht und oft darüber diskutiert. Insbesondere an den Samstagen, wenn sie sich mit ihren Freundinnen und Freunden vom FARG-Club trifft, nehmen sie es manchmal mit den schweren Fragen des Lebens und Überlebens auf. Im Brustton der Überzeugung stellt sie fest: „Die Vergangenheit lässt sich vielleicht vergessen machen, auslöschen aber lässt sie sich nicht.“

■ Gerd Scheuerpflug ist Diplom-Psychologe und seit 2002 für den ZFD in Ruanda tätig



Jeder verarbeitet die Geschehnisse auf seine Weise.

Foto: Timo Weinacht